

Sie hält kein sichtbar irdisch Band,  
Doch wer das Ritterthum erkannt,  
Der kann davon nicht lassen.

Und auch ein lust'ger Knappenhauf  
Klingt nach dem Ritterschlage,  
Und gehet freudig dran und drauf,  
Ob er das Ziel erjage.  
Doch werden Ahnen nicht gezählt,  
Zum Heerschild ist das Recht erwählt,  
Wer Rechtes will, soll Knapp' sein.

Und dieser lust'gen Knappenschar  
Sind, mein ich, wir auch eigen.  
Doch ob's ein rechtes Wollen war,  
Muß That und Rede zeigen.  
Laß ab von falscher Ritterschaft!  
Der echten strebe nach mit Kraft:  
So wird der Knapp ein Ritter.“

## II. Auf der Hochschule. Göttingen und Heidelberg.

Die Zeit ist arm, doch Hohes kann sie geben;  
Das Höchste heut sie: Tod für's Vaterland.  
Und ist's nicht Tod, so sei's ein treues Leben.  
Für alles Heil'ge, das das Herz erkannt,  
Für Freiheit, Recht und Sitte bis an's Ende,  
Daß sich der Fluch von unserm Volke wende.

Im Herbst 1820 bezog Landfermann die Universität Göttingen, um Geschichte und Alterthumswissenschaft zu studiren. Ein früher flüchtig aufgetauchter Gedanke, sich dem ärztlichen Beruf zu widmen, war rasch verschwunden. Am 22. Oktober wanderte er mit zwei Soester Studiengenossen, Noeder und Cappel, nach

Göttingen, wo sie schon nach drei Tagen eintrafen. Hier empfing sie ein anderer Landsmann, Seidenstücker, der ihnen auch die Wohnung bei einem wohlhabenden Schuhmacher besorgt hatte. „Sie liegt,“ wie Landfermann (20. December 1820) einer Schwester schreibt, „an der Straße von Göttingen. Unsere Stube ist recht freundlich und geräumig, recht sauber tapezirt und mit einem hübschen Sofa, Kommode, Stuhl, Bücherschrank, zwei Stehpulten, Gardinen und Rouleaus und Allem, was sonst dazu gehört, recht gut möblirt. Die Schlafkammer ist ebenfalls freundlich gemalt und gesund. Außer uns wohnen noch vier Studenten hier im Hause, von denen wir aber nur einen einzigen einigermaßen kennen gelernt haben. Die anderen können uns auf der Treppe umlaufen, ohne daß wir einander grüßen, wie es hier überhaupt Sitte ist. Unsern Wirth habe ich ebenfalls kaum gesehen, viel weniger ein Wort mit ihm gewechselt.“ Ebenso schildert ein etwas späterer Brief an die Schwester (20. December 1820) das einfache Studentenleben: „An die schlechtere Kost werden wir uns schon gewöhnen. Des Mittags lassen wir, einige Soester zusammen, das Essen holen. Des Abends giebt es ein Butterbrot, wozu die Eßwaaren aus der Heimath sehr dienlich waren. Zuweilen gehen wir auch in eines der zahlreichen Speisehäuser. Wenn ich das Verlangen abrechne, zuweilen bei Euch zu sein, so habe ich meine Zeit bisher recht vergnügt zugebracht. Ganz in unserer Nähe wohnen noch vier Soester Schulbekannte, und ein fünfter auch nicht weit. Wir besuchen einander manchmal in Feierstunden. Außerdem haben wir eine ganze Anzahl neuer Bekanntschaften gemacht, dem Anschein nach wackere Leute aus allen vier Ecken Deutschlands, aus der Schweiz und aus Pommern. So sind wir doch nicht mehr in der unangenehmen Lage, überall nur fremde Gesichter zu sehen, was bei dem steifen Ton, der meist unter den 1300 Studenten, die hier sind, herrscht, doppelt verdrießlich sein muß.“

„Ziemlich fleißig gearbeitet,“ so heißt es in dem Briefe vom

21. Februar 1821, „aber nicht beständig, sondern auch lustig herumgelaufen auf Spaziergängen und dergleichen, manchmal auch ein paar Stunden weit nach verfallenen Burgen, deren hier manche recht schöne sind, daneben auch wohl ein fröhliches Gelag mit Freunden und Brüdern. Da hast Du also in der Hauptsache mein ganzes hiesiges Leben.“

An den Ereignissen in der Familie daheim nahm er aber lebhaftesten Antheil, so an der Verlobung seiner Schwester Mine mit dem Nendant Mettegang im Anfang des Jahres 1821.

Unter den Göttinger Docenten jener Zeit war es selbstverständlich Karl Otfried Müller, der ihn am meisten fesselte. Der klare, übersichtliche Vortrag Müller's, frei von allem rhetorischen Beiwerk, die idealische Gesamtauffassung seiner Wissenschaft machten auf den eifrigen und begabten Zuhörer den tiefsten Eindruck: „er (M.) glaubte mit eigenen Augen zu sehen, wie die alten Völker lebten, wie sie fühlten und dachten. Und nie hat es der gelehrte und in Wahrheit philologische Mann vergessen, ja es als seine Aufgabe angesehen, die Schüler zu einer richtigen Studienart hinzuführen.“ Doch habe er ihn in die sehr dicke Finsternis der ältesten griechischen Geschichte weder folgen können noch wollen. Wenn es Müller aber bei aller Lebendigkeit seiner Darstellung versagt war, seine Zuhörer zu methodischer Detailforschung auch auf dem formalen Gebiet anzuleiten, so ergänzte ihn in dieser Beziehung der feinstunige Grammatiker Ludolf Dissen, dessen Vorlesungen über Demosthenes und Terenz Landfermann hörte. Weniger fühlte er sich durch die damaligen Vertreter der Philosophie in Göttingen angezogen. Dagegen veranlaßte ihn der Historiker Heeren zu eingehender Beschäftigung mit Herodot, und in persönliche Beziehungen, die sich später besonders folgenreich erweisen sollten, trat er zu dem Mediciner Marx, dessen Vorlesungen über Anthropologie er besuchte.

Übrigens verlief der Aufenthalt in Göttingen ohne besondere

Ereignisse. Ein Unfall, der im Anfang des Jahres 1821 Landfermann's Freund Koeder aus Soest betroffen — er hatte beim Fechten ein Auge eingebüßt und schwebte wochenlang in großer Gefahr, — verzögerte die Heimreise in den Oesterferien beträchtlich. Zu Pfingsten des Jahres unternahm er eine Wanderung nach dem unteren Rhein, die bis Aachen ausgedehnt werden sollte, jedoch wurde dies Ziel nicht erreicht. Am 18. Juni wurde dann wieder in Göttingen der Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance gefeiert. „Mittags war eine Mahlzeit von 200-300 Studenten unter freiem Himmel, man dachte der Gnade Gottes und feierte bei blasphemem Spiel und Gesang, dabei sprachen einzelne passende Gedächtnisreden; den Nachmittag zogen wir in den Wald und blieben da in einzelnen Haufen bis an den Abend, wo noch ein Feuerwerk und Kommerz war. Bei Euch ist der hohe Festtag wohl ohne Sang und Klang vorüber gegangen. Weil er eben nicht geholfen hat den Geldsack zu füllen, hat ihn die stumpfsinnige Menge vergessen.“ Einen Einblick in Landfermann's Anschauungen giebt auch folgender Brief an einen Freund, vom 7. Juli 1821: „Die Reise ist glücklich vollendet. Ich bin drei Wochen unterwegs gewesen, und habe in der Zeit viel Schönes, auch viel Betrübtetes gesehen und gehört. Der alte Rhein bleibt treu und fest, wie auch die leichtsinnige Zeit um ihn her wankt. — Hierbei kommt das versprochene Liederbuch. Die Weisen dazu sind leider nicht mehr zu haben. Das ist ein großer Mangel für Dich, doch sind die Lieder auch schön und gut zu lesen und viele Weisen werden Dir bekannt sein. Es sind lauter Kinder unsrer ernsten Zeit, und ihr Zweck ist, so viel es sich durch Lieder thun läßt, den so ganz erstorbenen Sinn für ein freies gleiches Gemeinwesen, für Recht und Vaterland wenigstens bei der Jugend wieder zu wecken. Ja, das ist mir, seitdem ich hier bin, klar und fest geworden, daß sich Keiner ohne schwere Sünde der innigsten Theilnahme an allen Leiden und Freuden seines Volks und Vaterlands entziehen kann, und daß es jedem, der mit Ehren

leben und sterben will, zukömmt mit allen Kräften dafür zu wirken, die gräßliche Selbstsucht und Gemeinheit, die mit jedem Tage sichtbarer wird, zuerst und vor Allem in sich und dann überall, wohin er wirken kann, auszurotten. Deine Landwehrübungen werden wohl vorbei sein, wenn Du diesen Brief erhältst. Ich wünsche Glück dazu. Unsere Landwehr verdirbt durch das lächerliche Bestreben, es der Linie gleich zu thun. Sonst ist die Einrichtung recht schön und muß die Volkskraft herrlich wecken.“

An der Hochzeit seiner Schwester Mine konnte er nicht theilnehmen. Die Aufforderung Florentinens, ihr dazu ein Gedicht zu schicken, lehnte er wiederholt ab; es widerstrebte seinem zarten Wahrheitsgefühl, Andere mit fremden Federn sich schmücken zu sehen. „Vielleicht macht es Dir Freude zu hören,“ schreibt er (29. Oktober 1821), „daß ich mein langes Haar abgelegt habe. Auch meinen Bart, der einige Finger breit lang war, habe ich abgeschritten. Ich habe es aber eben so wenig Euch zu gefallen gethan, als weil ich meinte, daß es mir besser stände, sondern aus ganz andern Gründen. Was Du übrigens unter einer deutschen Tracht verstehst, zu der ich es nie bringen würde, begreife ich nicht. Du scheinst zu glauben, daß dazu ein Ellenmaß gehört, wie zu einem Soldatenzopf. Deine Beschreibung von der Hochzeitsfeier hat mich recht erfreut. Eines aber hat mich verdrossen, daß ich auch meinen Namen zu dem Gedicht habe geben müssen, wie ich aus Deinem Briefe verstehe. Ich hatte Dir doch deutlich genug gesagt, was ich zu der läppischen Sitte meinte, seine Gefühle von einem andern, der nichts dabei denken kann, aussprechen zu lassen, bloß deswegen, weil er es in schöner klingende Worten zu setzen weiß. Daß nun gar drei Leute ihre Gefühle genau in denselben Worten und Reimen aussprechen, ist eine ganz lustige aber dumme Erfindung der Eitelkeit. Du scheinst geglaubt zu haben, so ein Prunkgedicht gehöre eben so gut dazu wie das Brautkleid oder sonstiger Staat. Wenn ich nicht wüßte, wie gut Du es immer meinst, so würde ich mich sehr geärgert

haben. Neues ereignet sich wenig oder nichts. Hier ist jetzt alles beschäftigt mit den Zurüstungen zum Empfang des lieberlichen englischen Königs (Wilhelm IV.). Ich habe mich nicht darum gekümmert, kann also auch nichts davon schreiben."

Um jene Zeit ließ Landfermann sich zum Beitritt zu der Burschenschaft gewinnen, die 1819 nach Rogebue's Ermordung von den Behörden aufgelöst worden war und jetzt an mehreren Universtitäten insgeheim neu gegründet wurde. Seiner Begeisterung für den Bund gab er in einem Gedichte Ausdruck:

#### Burschenschaft.

„Was ist deutscher Burschen Bund?  
Ein Forst von untadligen Eichen,  
Die fröhlich sternwärts streben,  
Und keiner Windsbraut erbeben,  
Dem Blitzstrahl fallen, nicht weichen.  
Das ist deutscher Burschen Bund!

„Was ist deutscher Burschen Gebet?  
Daß der Herr die Herzen mag stärken,  
Bis der Freiheits-Morgen wird tagen,  
Im ernstern Kampf nicht zu verzagen,  
Auszuharren in rüstigen Werken.  
Das ist deutscher Burschen Gebet!

„Was ist deutscher Burschen Schatz?  
Das Schwert, ein gewaltiger Rächer,  
Ein Schmuck in fröhlichen Tagen,  
Und in Noth läßt es nimmer verzagen,  
Wird dem Volk ein Kettenzerbrecher.  
Das ist deutscher Burschen Schatz!

„Was ist deutscher Burschen Thun?  
Ein ewiger Kampf mit dem Bösen,  
Ein Ringen nach jeglichem Guten,  
Und sollt' er im Kampfe verbluten,  
So will er die Brüder erlösen.  
Das ist deutscher Burschen Thun!

„Das ist deutscher Burschen Thun!  
 Den Bund hat die Lüge zerspalten.  
 Doch mag sie ihr Banner erheben,  
 Der Geist soll ewiglich leben,  
 Und der Herr wird ihn gnädig erhalten!  
 Das bleibt deutscher Burschen Thun.“

In jene Zeit gehört wahrscheinlich auch folgende

Erinnerung an E. K.

Ich trat ins Leben heiß und froh im Herzen,  
 Als ich zuerst mein Vaterland erkannt,  
 Ihm treu geweiht mein Scherzen und mein Schmerzen,  
 Ihm freudig all' mein Sinnen zugewandt.

Die alten Ehren sah ich neu erprangen,  
 Freiheit und Recht und Sitte neu erblüht,  
 Den Kaiser, der einst weinend schlafen gangen,  
 Die Kirchen, wo mein Volk einmal gekniet.

Ich sah auch gleich manch' treue deutsche Brüder,  
 Wie warm ihr Herz für all das Heil'ge schlug.  
 Es tönten fed die neu erwachten Lieder,  
 Da grünt' ein Hoffen, das mich stromwärts trug.

Und als das Hoffen in mir ausgeklungen,  
 Da hab' ich nach den Eichen ausgeschaut,  
 Und grimme Schmerzen haben mich bezwungen,  
 Es waren Schatten, drauf ich fest gebaut.

Als ich da wollt' an Welt und mir verzagen,  
 Da schritt ein Knabe still in meinen Pfad,  
 Der wußt' einfältig, fromm das Leid zu tragen,  
 Und baut' auf Gott und rüstet sich zur That.

Sein Mund war stumm, laut aber Reim und Werke,  
 Die sprechen zu mir trostesreich und klar:  
 „Nun rüste dich und probe deine Stärke,  
 Dann wird dir auch das Rechte offenbar.“

Nun seh' ich wohl die Kirchen nicht mehr ragen,  
 Der Herzog schläft noch, den ich wach geschaut.  
 Doch rüst'ge Knappen seh' ich Steine tragen,  
 Ein Reichsdom wird von Meistern neu erbaut.

So bitt' ich Euch, ihr rüstigen Gefellen,  
 In Eure Knappschaft laßt mich Schwachen ein,  
 Und wird ein Morgen unsre Nacht erhellen,  
 Steh' ich mit Euch wohl in der Retter Reih'n.

Eine tiefe Sehnsucht nach des Vaterlandes Größe und nach der Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem mächtigen Reiche unter einem starken Kaiser erfüllte Landfermann's Seele schon damals. Ein rührendes Zeugnis dafür ist uns in einem Gedichte erhalten, das im November 1821 entstand:

#### Kaiser Friedrich's Zukunft.

Der Morgen war gekommen,  
 Die Raben waren fern.  
 Das hat der Zwerg vernommen  
 Und weckt den alten Herrn.  
 „Wacht auf, wacht auf zur Stunde,  
 Die Kinder harr'n auf euch!“  
 Da schreitet aus dem Grabe  
 Der Rothbart grau und bleich,  
 Steigt auf des Thurmes Zinne,  
 Blickt auf sein deutsches Land,  
 Und wird mit Schmerzen inne,  
 Wie lang er war gebannt.  
 Drauf greift er nach der Wehre,  
 Dem rost'gen Schwert und Schild,  
 Wie er die Waffen probet,  
 Ist all sein Leid gestillt.

Der Kaiser steigt nieder  
 Und neiget sich vor Gott,  
 Und preiset ihn, der wieder  
 Zu End' gebracht die Noth;



Ruft dann die treuen Söhne,  
Stößt in sein goldnes Horn,  
Die hör'n die alten Töne,  
Der Ruf war nicht verlorn.

Gleich ziehn viel stolze Degen  
Von der rothen Erd' hervor,  
Schau'n trotzig und verwegen  
Den greisen Herren an.  
Der spricht: „Wohl thät ich warten,  
Was die rothe Erde brächt,  
In Teutoburgs freiem Garten  
Galt stets mein altes Recht.“

Nicht lang stehn die alleine  
Um den Kaiser auf dem Plan.  
Mit Singen ziehn vom Rheine  
Biel lust'ge Mannen an.  
Die führen blanke Waffen  
Und blanken Liederklang,  
Und wissen recht zu schaffen  
Bei Wein und Schwertedrang.

Die reichen gleich dem Kaiser  
Einen Becher Ehrenweins.  
Die Kölner führ'n die Rede,  
Den Humpen die von Mainz.  
Die Mannen auch von Aachen  
Entbieten ihren Gruß  
Und bringen den Stuhl getragen,  
Wo der Kaiser sitzen muß.

Da nah'n in hellen Haufen  
Die treuen Schwaben her.  
Drob wird dem Hohenstaufen  
Das Mannesherz so schwer.  
Er denkt alter Zeiten,  
Er schaut ein süßes Bild.  
Die Thräne drückt er nieder,  
Die heiß im Auge quillt.

Von Süd die freien Schützen,  
 Sie sammeln sich mit Macht.  
 Des freuet sich der Kaiser,  
 Sein Auge wieder lacht.  
 „Wenn alle so gehalten  
 Wie ihr an Recht und Pflicht,  
 Wär' nicht das Reich zerpalten,  
 Versank der Rothbart nicht.“

Dann auch der stolze Norden  
 Send't rasch die Söhne her:  
 Die Holsten hoch zu Roffe,  
 Die Pommern reich an Ehr'.  
 Von Schleswig zieht mit Spießen  
 Ein kecker Haufen an,  
 Die Zwingherrn scharf zu grüßen  
 In freiem Heeresbann.

Die Hansa will nicht säumen,  
 Wenn alle Welt sich regt.  
 Was in der Säng' Träumen  
 Noch jedes Herz bewegt,  
 Das schreit't nun frisch ins Leben.  
 Die Kaufherrn scharf bewehrt,  
 Sie stehn zu Reich und Kaiser,  
 Im Freiheitsdienst bewährt.

Des Löwenheirichs Erben  
 Vergessen gleich den Neid,  
 Woll'n treu und blutig werben,  
 Bis sie das Reich befreit.  
 Da jubelt laut der Alte,  
 Er heut die starke Hand  
 Und spricht, daß aller Hader  
 Auf ewig sei gebannt.

Die von Osten schreiten rüstig,  
 Daß der Boden davon hallt.  
 Schier sind sie auch anzuschauen  
 Wie ein blanker Lanzenwald.

Das sind die starken Preußen,  
Denen deutsches Wort noch gilt,  
Die wollen blutig weisen,  
Was ihre Seele erfüllt.

Als nun die treuen Söhne  
Beisammen ohne Zahl,  
Da tritt in ihre Mitte  
Der Kaiser in das Thal,  
An einer dürren Eiche  
Hängt er des Schildes Last,  
Und allem Volk zum Zeichen  
Ergrünnet stracks der Ast.

Und als der Herr in Frieden  
Die Treuen all geschaut,  
Bricht Knie und Herz vor Jammer,  
Er weint und klaget laut:  
„Wo sind die Alpenöhne  
Der Burgunden mein,  
Meine treuen Elsaßritter,  
Soll'n die verloren sein?“

Und als er nun erstanden,  
Da ladet er den Tell,  
Der aus den langen Banden  
Erhebt sich froh und schnell,  
Und probt die alten Lieder,  
Und probt die alte Wehr,  
Und schreitet hurtig nieder  
Und spricht: „Hier bin ich, Herr.“

Und nach des Rothbarts Willen  
Aus langer schnöder Ruh  
Weckt er und führt die Seinen  
Der alten Mutter zu.  
Auch von der Burg der Straßen,  
Die Mannen von Burgund,  
Sie woll'n nicht länger schlafen,  
Beschwören neu den Bund.

Es steht der Greis zur Stelle  
 Die Banner allzugleich.  
 Da leuchten roth und helle  
 Seine Wangen sonst so bleich.  
 Frisch schwell'n die welken Glieder,  
 Sein Herz wird ihm so weit.  
 Da spricht er zu den Scharen:  
 „Mein Volk, nun sei bereit.

„Die Schanden sollst du brechen,  
 Die Zwingherrnwitz erbaut,  
 Die alten Ehren wecken,  
 Auf die du stets getraut.  
 Und die das Reich zerstörten,  
 Die Dränger falsch und feig,  
 Die sollst du blutig fällen  
 Mit mächt'gem Schwertesstreich.“

Es zieh'n zum letzten Streite  
 Die Banner frisch und frei,  
 Der Kaiser in der Mitten,  
 Um ihn die Männer treu,  
 Bis sie den Feind erreichen,  
 Der Zwingherrn falschen Bund,  
 Und der Knechte feile Scharen  
 Auf fernem Heidegrund.

Viel Knechteblut muß fließen,  
 Auch freies Blut darein.  
 Da muß das Heil ersprießen,  
 Der Herr giebt froh Gedeihn. —  
 Nun ist das Reich erstanden  
 Und wanket fürder nicht,  
 Ihn graut vor fremden Ketten  
 Und eignen Zwingherrn nicht.

Weihnachten unternahm Landfermann einen Ausflug nach Jena und der Wartburg, vermuthlich mit einigen Genossen von der Burschenschaft. — Trotz aller wissenschaftlichen Anregung und des großen Freundeskreises vermißte er in Göttingen Eins schmerzlich: die persönlichen Beziehungen zwischen den Professoren und Studenten. Der traditionelle Hofrathston machte sich darin geltend; es war keiner unter den Lehrern der Hochschule, welchem er sich als einem Führer wie für die Studien so für das Leben hätte anschließen können. So reifte der Entschluß, Göttingen zu verlassen.

Die Wahl Heidelberg's zur Fortsetzung der Studien, wohin Landfermann Ostern 1822 überstiedelte, war wohl in erster Linie durch die Beziehungen zur Burschenschaft veranlaßt, doch zogen ihn auch Kreuzer, der damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, und Schlosser. Bei letzterem fand er in der That, was er in Göttingen vermißt hatte. Schlosser kam dem ihm fremden Studenten aufs freundlichste entgegen und hat ihm diese wohlwollende Gesinnung dauernd bewahrt. Unter seiner Anleitung lernte er das Leben anwenden und die Zeit auskaufen, und er rechnete das unter die höchsten Güter seines Lebens. Aber auch wissenschaftlich zog er Vortheil aus Schlosser's Vorlesungen über allgemeine Litteratur und Weltgeschichte, und noch mehr aus dem persönlichen Verkehr mit dem Gelehrten. Schlosser beauftragte ihn mit den Auszügen aus historischen Quellschriften, deren er für seine Weltgeschichte bedurfte, um ihn methodisch zur Geschichtsforschung anzuleiten. Landfermann erfaßte dies mit solchem Eifer, daß er sich ganz dem Studium der Geschichte zu widmen beschloß, und zwar nicht als einem Brodstudium, sondern um der Sache selbst willen. Bei Kreuzer hörte er Alterthümer und Geschichte der Mythologie, damals die besuchtesten Vorträge in Heidelberg, sowie Geschichte der Philologie; er nahm an seinen Übungen, denen Tacitus und Cicero zu Grunde gelegt wurden, und am Seminar Theil, in welchem die Odyssee und Herodot behandelt wurden. Durch

lebhaftes Betheiligung an den Disputirübungen und verschiedene Seminararbeiten bewies er seinen regen Eifer. Vielfache Anregung verdankte er auch Heinrich Voß, dem Sohne des Dichters, dessen Vorlesung über die Ilias er besuchte; doch starb derselbe schon am Ende des ersten Semesters seines Heidelberger Aufenthalts. Auf Schlosser's Rath begann er auch sich mit Theologie zu beschäftigen; er hörte bei Ullmann Kirchengeschichte.

Noch in anderer Beziehung gestaltete sich der Heidelberger Aufenthalt weit angenehmer als der Göttinger. Die herrliche Gegend erfüllte ihn mit ihrem ganzen Zauber. „Die Natur ist so reich,“ schreibt er in einem seiner ersten Briefe (23. August 1822), „daß man sich, ohne es zu sehen, nicht davon überzeugen kann. Am Anfang des Juli hatte man frische Mandeln und Feigen, welche hier im Freien wachsen. Von zahmen Kastanien sind die Berge voll, wie bei uns mit Buchen und Eichen. Weintrauben reifen eben so früh im Überfluß. Die Schönheit der Gegend ist keiner Beschreibung fähig. Aus meinem Fenster habe ich die Aussicht auf die wunderherrlichsten Berge und auf das 4-5 Stunden entfernte, am Rhein liegende Mannheim.“

Was sein Vater ihm schon für Göttingen gewünscht und empfohlen hatte, den Verkehr in gebildeten Familien, bot sich nun auch. Durch einen Göttinger Freund erhielt er Zutritt in dem Hause der Hofrätthin Dapping, welche in Heidelberg eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen besaß. Zwar behagten ihm die auf einen etwas sehr jugendlichen Kreis zugeschnittenen Vergnügungen nicht besonders, auch fand er den „Ton des Lebens daselbst zu fein polirt“, indeß hielt er doch auf den Rath des Vaters die Beziehungen aufrecht.

Ein ganz anderer Geist herrschte in dem Hause des Buchhändlers Winter, an welchen Landfermann durch den Professor Marx in Göttingen empfohlen war. Hier fühlte er sich besonders heimisch. Wir theilen daher über die Familie, zu der Landfermann

später in innigste Beziehung fürs Leben trat, schon an dieser Stelle Einiges mit. Ihre Heimath war Württemberg. Erst im Jahre 1814 war sie von ihrem früheren Wohnsitz Heilbronn nach Heidelberg übergesiedelt, wo Winter von seinem Jugendfreunde Zimmer, der noch als Familienvater den Drang fühlte Theologie zu studiren, dessen Antheil an der Mohr & Zimmer'schen Buchhandlung übernommen hatte. Winter sowohl wie seine Frau stammten in mehreren Generationen von Pfarrern ab, und ersterer wurde nur durch zwingende Nothwendigkeit in den Kaufmannsstand getrieben, da er für seine früh verwitwete Mutter und mehrere Geschwister zu sorgen hatte. Neigung und Anlagen hätten ihn sonst wohl zum Künstler bestimmt, während er nun nur während seiner Erholungsstunden im Verkehr mit Künstlern, im Forschen nach werthvollen alten Bildern und im Studium kunstgeschichtlicher Werke Befriedigung für diesen Drang finden konnte. Seine Wohnräume gestalteten sich fast zu einer kleinen Gemäldegalerie, Maler waren zugleich geehrte und liebe Hausfreunde. Wenn Cornelius auf seinen vielen Reisen zwischen Düsseldorf und München Heidelberg berührte (1821 bis 26), besuchte er stets das Winter'sche Haus. Seine Gegenwart war für den Vater Winter immer ein hohes Fest. In einfachster Weise herrschte eine unbegrenzte Gastlichkeit im Hause. Maler, die etwa eines der im Besitze Winter's befindlichen Bilder zu kopiren wünschten, oder mittellose junge Gelehrte fanden wochenlang Wohnung und Verpflegung, und Flüchtlinge, wie die Polen, konnten sich oft kaum nach Monaten entschließen weiter zu ziehen. Dabei waren eine Anzahl Landpfarrer der Hausmutter verschwiebert und sandten, wie auch viele andere alte Freunde aus dem Schwabenlande, gern ihre Söhne auf die Universität, ihre Töchter zur Ausbildung nach Heidelberg. Viele kamen auch selbst zu längerem oder kürzerem Besuche, so Justinus Kerner und der hochverehrte Ludwig Uhland, welcher im Kreise der befreundeten Familien Winter und Fries zuerst seinen Herzog Ernst vorlas.

Zu dem nächsten Umgang gehörten außerdem die Familien der Professoren Paulus, Voß, Allmann, Hitzig, auch Görres, ehe er sich nach München wandte. Es war ein reiches belehrendes Leben, eine mannigfaltige kleine Welt, aus der auch die Kinder nicht verbannt wurden. In dem großen Wohnsaal hatten sie ihre bestimmten Arbeitsbereiche, von wo sie den Gesprächen der Erwachsenen gerne lauschten. Wenn bei gleichzeitiger Abwesenheit der Mutter und der ältesten Tochter, Amalie, ein Fremder eintrat, kam es häufig vor, daß die jüngeren Geschwister sich erst mit fragenden Blicken verständigten, wer den Gast bewillkommen solle. Auch Landfermann machte diese Erfahrung und meinte, er erdulde eine Prüfung, wie sie vermuthlich jeder zuerst in dem großen Familienzimmer zu bestehen habe.

Aus jener Zeit sind zwei Briefe von Prof. Marx an Landfermann erhalten (18. März und 11. August 1822), die für beide charakteristisch sind:

„Lieber Freund! Später als ich dachte, reiche ich Ihnen meine Hand, Ihre Worte wie Sie selbst waren mir lieb, und freuen würde es mich, öfter von Ihnen ein Zeichen Ihres Treibens zu erhalten und durch diesen Verkehr Ihnen nahe zu bleiben. Was ich öfter Ihnen mündlich sagte, das wiederhole ich hier: wer sich und Andere retten will, der werde wahr im Fühlen und im Denken, der handle umsichtig und klar für den fest erkannten Zweck. Die meisten Jünglinge, die ich kenne, sind befangen theils von überreizter Religiosität, theils von phantastereichen Idealen, theils von Furcht vor dem einzig bleibenden Ideal gelähmt. Einzelne richtige Gefühle, empfänglicher Sinn, thatkräftiges Wollen und begeisterte Sehnsucht, die thuns allein nicht. Das sind bloße Einzelheiten, die sich von selbst verstehen. . . Ihr ganzes Wesen, lieber Freund, schien mir empfänglich für Freiheit des ganzen Lebens. Sie mehr wie alle andern meiner hiesigen Bekanntschaft schenkten mir geistiges Vertrauen. Darum bitte ich Sie aus der Ferne: haben Sie den



Muth, sich ganz kennen zu lernen, dann den Geist des Volkes, nicht wie er in den Schreibern, sondern wie er in der Geschichte und im Leben lebt, dann das Wesen Ihrer Freunde, dann durch Vergleichung Ihrer Kräfte und Ihrer Verhältnisse Ihren nächsten Wirkungskreis. Ist Ihnen Alles klar geworden, so treiben Sie Alles frisch und fröhlich. . . Wer da glaubt, der Verstand verdränge das Gefühl, nichts wäre so sehr zu meiden wie klarer Verstand, der ist verloren für jede Tiefe des Gedankens, so wie für jede That, die mehr fordert als eine Blutwallung. Was ich Ihnen sagen und werden kann, das bin und werde ich Ihnen gerne. Der Eindruck, den Ihr erstes Sehen auf mich machte, der wird bleiben, so lange ich lebe. . .“

Der folgende vom 11. August:

„Meinen Dank zuvor! Was mir in Ihrem Leben so wohl thut, und was Sie meinem Herzen so nahe brachte, das ist der Glaube, daß Sie sich Ihrer eingeborenen Natur nach entwickeln. Diese Wahrheit des eigenen Bewußtseins, die nur durch das eigene Großziehen gewonnen wird, wird Ihr Eigenthum werden und ist es schon zum Theil. Die Demuth Ihres Gemüthes wird bleiben, wenn auch der Stolz Ihres Herzens und Geistes schon längst seine Rechte gefordert haben wird. Ihr inneres Ziel wird Ihnen klar werden und dann unverrückbar bleiben. Worauf ich Sie noch aufmerksam machen wollte ist, eine unverwüßliche Elasticität des Wollens und Hoffens zu erringen, um vor der Klage gesichert zu bleiben. Viele, gerade oft die Kräftigsten, tadeln eine solche Eigenschaft, weil sie glauben, es bilde sich dadurch eine gewisse Verleugnung, allein solch ein Glaube ist ein Wahn. Das innere Leben muß eine Harmonie sein, die Töne, selbst die Grundtöne, die nach außen laut werden, dürfen vielfach sein. Weil übrigens diese Freiheit des ganzen Wesens so selten ist, finden wir meistens Vielseitigkeit ohne Tiefe und Dauer, Gestaltbarkeit starr und spröde geworden. Ich finde in Ihrem Briefe deutliche Züge einer

geheimen stillen Schwermuth, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Dieses innere Still-Leben voll Sehnsucht unbefriedigter Liebe und verlassen einsam stehender Ideale ist die reichste Zeit der Jugend, und Diejenigen altern nicht, denen jene Zeit nicht untergeht. Was den Schmerz betrifft über die unglückseligen Verwirrungen unseres Zeitalters, so ist mir Hoffnung und Muth nie schwächer geworden. Meine Gluth für Volksehre und Vaterland wird dauern wie meine Pulse. Die freudige Thätigkeit in den nächstliegenden Pflichten und Ideen giebt Selbstzuversicht, und wie die eigene Thatkraft wächst, gründet sich eine Unabhängigkeit. Großes bedarf der Jahre. Verlaufen die vielversprechenden Regungen unserer Gegenwart unglücklich, verkündet der vorurtheilsfreie Blick in die Zukunft kein sicheres Heil, so giebt es noch Ausichten genug, um wo anders als auf der nächsten, obgleich geliebten Scholle sein Innerstes ins Leben zu tragen. Wilde Fieber nur eine rechte aber wahre und eigenthümliche Kraft, sie wird ihre Zeit und ihre Stätte finden.

„Daß Sie sich im Winter'schen Hause heimisch fühlen, freut mich sehr, wie wäre es auch anders möglich? Solch ein Familienleben ist eine seltene Erscheinung, ich fand solches dort zum ersten Male und nie wieder. . . .“

Das friedliche auf christlicher Sitte beruhende Leben des Winter'schen Hauses, in welchem Landfermann zweimal auch das Weihnachtsfest verleben durfte, übte auf ihn einen tiefen Einfluß aus, den er vielleicht anfangs sich noch nicht einmal selbst eingestand. Denn die Lösung seines Verhältnisses zur Burschenschaft, von welcher weiter unten die Rede sein wird, wahrscheinlich auch körperliches Unbehagen erfüllten ihn häufig mit melancholischen Stimmungen, die sich bis zu Todesahnungen steigerten. Er selbst bezeichnet sich als einen „Hypochonder“, „einen traurigen verzagten Menschen mit einem sehr uneinigen Gemüth“. Auch seine Gedichte aus jener Zeit spiegeln diese schwermüthige Stimmung wieder, und wiederholt mußte seine Schwester Florentine ihn mahnen, sich

der trüben Stimmungen zu entschlagen, für die ein Brief aus dem Frühling 1823 besonders bezeichnend ist. „Liebe Florentine,“ schreibt er, „dieser Brief ist für einen Fall geschrieben, der in diesem Augenblick nicht zu den Wahrscheinlichkeiten gehört, aber doch immer möglich ist, für den Fall meines Todes nämlich. Auf diesen Fall, ich hoffe Du würdest ihn ohne störende Gemüthsbewegung ertragen, ernenne ich nämlich Dich zur Vollzieherin meines letzten Willens. Derselbe hat nicht viel zu bedeuten. Zunächst bitte ich Dich, alsbald an meinen letzten Aufenthalt zu reisen, meine Papiere zu durchmustern und Alles, was Dir nach Deinem alleinigen eigenen Urtheil uninteressant erscheint, also alle wissenschaftlichen Papiere, zu verbrennen, das Übrige für Dich zu behalten. Aus meinen Büchern suche Du und Mettegangs Euch aus, was Euch gefällt, die übrigen, namentlich die wissenschaftlichen Bücher, soll mein Freund Schierenberg erhalten. Meine wenigen übrigen Habseligkeiten bleiben zu Deiner Disposition, vertheile daraus Andenken u. s. w. an wen Du willst. Uhland's Gedichte wünschte ich Fräulein Karoline Kuprecht in Kreuznach und Uhland's Trauerspiel Ernst von Schwaben Frau Winter in Heidelberg zugestellt.“ — Um dieselbe Zeit entstand das Gedicht

N a c h t g e d a n k e n .

„Ich stieg an einem Morgen  
Wohl auf die höchsten Hüh'n.  
Die Menschenkinder seh'n  
Wollt ich ohn' alles Sorgen.

Wie rasch war ich zur Stelle,  
So fern war alles Leid,  
Mein Sinn war mir so weit,  
Mein Auge war so helle.

Und schnell vor meinen Augen  
Hebt sich eine Kerkerwand;  
Alles Licht ist mir entwandt,  
Meine Glieder nichts mehr taugen.

Da faßt mich ein schweres Bangen,  
 Wie mir geschehen sei,  
 Daß ich zuvor so frei  
 Und nun so hart gefangen.

Und spähe an den Mauern  
 Den langen schweren Tag,  
 Wie ich mich lösen mag.  
 Da faßt mich Angst und Schauern.

Ich komm' ohn' Engelsflügel  
 Nicht herunter zu der Welt.  
 Die Mauer, die mich hält,  
 Ist ein hoher Grabeshügel."

Noch das folgende Jahr 1824 beginnt mit schwermüthigen  
 Empfindungen, ausgesprochen in dem Gedicht

Die Davids harfe.

„Kommst du zurück vom stillen Grabe,  
 Wo deine Lust, dein Lieben ruht,  
 Und siehest fern am Pilgerstabe  
 Wandern den kranken Lebensmuth;  
 Trittst einsam du in Kirchenhallen,  
 Und kniest verlassen am Altar,  
 Und hörst kein frommes Lied mehr schallen,  
 Wo Glaub' einst Glauben neu gebar;

Stehst du alleine auf dem Grunde,  
 Gegenüber steht ein ganzes Heer;  
 Kein Seher spricht aus aller Munde  
 Von Heimath und von Freiheit mehr:

So flüchte zu den alten Tagen;  
 Hast ja wohl auch dein heil'ges Grab;  
 Dorthin magst du den Kreuzzug wagen,  
 Nur nimm die Lanze, nicht den Stab.

Nicht ganz unmachten es die Stürme,  
 Die ew'ge Lampe löscht nicht aus;  
 Zerfallen sind die stolzen Thürme,  
 Gerettet ist ein stilles Haus.

Da ist's nicht öde und verlassen,  
 Manch' fromme Frau bewacht den Ort,  
 Und starke Männer männlich hassen,  
 Und alle Kindlein spielen dort.

Das weite Feld muß Blumen bringen,  
 Eine Sturmesharfe tönt der Wald,  
 Will alle Klagen überklingen,  
 Und aller Feinde Hohn verhallt.

Das ew'ge Leben, kann es sterben?  
 Es birgt sich nur auf kurze Zeit:  
 Es muß der Tod sich selbst verderben,  
 Und neu ersteht die Herrlichkeit."

Gewinnen wir so einen Einblick in die lebhaften inneren Kämpfe seines Gemüthslebens, so bildet eine Reihe von anderen Gedichten und Stammbuchversen, meist mit Beziehung auf irgend ein Erlebnis, einen chronologischen Faden für die Heidelberger Zeit. In ihrem kleinen Kreise war sie bewegt genug: zahlreiche Ausflüge in die Umgebung Heidelbergs sind darin verzeichnet, nach Schwetzingen, Neckarsteinach, in den Odenwald und nach Speyer, dessen Dom nach langer Verwüstung damals neu geweiht worden war. Auch den Schläger verstand Landsermann zu führen: „Mit mir ist es beim Alten,“ schreibt er am 17. September 1822 seiner Schwester Florentine, „außer daß ich jetzt eben drei Wochen auf dem Universitätsgefängnis sitzen muß, zur Strafe für einen entdeckten Duell, wobei aber ich so wenig als mein Gegner verwundet worden bin. Das Gefängnis braucht Ihr Euch aber nicht so hart zu denken. Ein schlechtes Zimmer mit einem eigenen Bett. Dabei kann ich täglich herausgehen und brauche überhaupt fast nur oben zu schlafen und zu essen. Dazu habe ich einen guten Bekannten zum Mitgefängenen, und so ist die Sache ganz erträglich. Ihr werdet natürlich von dieser Geschichte Nichts nach Soest gelangen lassen.“ Einige Wochen später berichtet er wieder, daß er einen

Studenten, der ihn „auf eine ganz tolle Art“ dazu gereizt habe, tüchtig zusammengehauen habe. Dabei wurde aber stets fleißig, zeitweilig sogar mit äußerster Anstrengung gearbeitet.

Je mehr sich die Studienzeit ihrem Ende näherte, um so lebhafter wurde zwischen Landsfermann und dem Vater die Frage erörtert, ob nicht ein Aufenthalt in Berlin zum Abschluß der Studien das geeignetste sei. Auch darin willigte der Vater ein, daß er ein viertes Jahr studire. „Rücksichtlich Deines Geständnisses,“ schreibt er am 23. Januar 1823 dem Sohn, „daß Du in der ersten Zeit Deines Studentenlebens manche Zeit auf die Studentenverhältnisse und auf politische Gegenstände verwendet habest, kann ich nach meiner Ansicht den Nutzen, welchen Du davon in Anschlag bringst, für nicht so bedeutend halten. Es muß dadurch nothwendig eine nicht geringe Lücke in Deinen positiven Kenntnissen entstanden sein, die wieder auszufüllen viel Zeit erfordert. Ich hoffe indeß, daß Du Dich für die Zukunft ganz Deinem Fache widmen und die Universitätsjahre gewissenhaft benützen werdest, um einst die Freude zu haben, daß Du in Deinem künftigen Berufe nicht zu den Mittelmäßigen gehörst.“ Endlich fiel die Entscheidung doch zu Gunsten Heidelbergs; erst Ostern 1824 wollte er es verlassen, um ein letztes Semester in Berlin zuzubringen.

Da wurden seine Studien jäh unterbrochen. Wie in Göttingen war Landsfermann auch in Heidelberg eifriges Mitglied der Burschenschaft gewesen. Kaum dort angelangt, hatte er Pfingsten 1822 die Bundesversammlung in Würzburg besucht, „auf welcher bekannt wurde, es bestehe kein Männerbund; der Jugendbund sei ohne Fundament, man wünsche konstitutionelle Monarchie.“ Am 15. Juni 1822 erfolgte seine förmliche Aufnahme, schon im August desselben Jahres erhielt er das Amt des Sprechers. „Ich habe,“ berichtet er, „als solcher meine regelmäßigen Geschäfte verrichtet und außerdem die Abgehenden des Sommersemesters in einer feierlichen Versammlung ermahnt, den Grundsätzen des Bundes auch ferner

treu zu bleiben.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er zu den engeren Kreisen gehörte, welche anfänglich von den Brüdern Follen direkt inspirirt waren. Sein späteres Verhalten vor der Untersuchungskommission so wie seine Äußerungen über seine Beziehungen zu Wesselhöft lassen darauf schließen. Trotzdem ließ er sich durch eigene Beobachtungen und durch Schlosser's Vorlesungen bestimmen, wiewohl schweren Herzens, seine Beziehungen zur Burschenschaft zu lösen. Ende September 1823 erklärte er seinen förmlichen Austritt aus dem geheimen Bunde. Seine Gründe hat er später in einem Briefe an Anton Winter (9. Januar 1833) ausgesprochen: „Was mich in meinen Jünglingsjahren trieb, wie manche Andere, ist Dir bekannt: wenig Einsicht und viel eitler Dunst, aber auch ein redlicher Wille und ein echtes Gefühl für Freiheit und Recht. Die Freiheit aber, die ich meinte, war nicht ein allgemeines Gedankenbild, für alle Zeiten und Völker passend; es war die deutsche Freiheit, die freie Entwicklung meines Volks, seines Lebens und seiner Eigenthümlichkeit. Als ich erkannte, daß jene allgemeine Freiheit, die mir als ein wesenloses Hirngespinnst erschien und erscheint, das Ziel meiner Genossen und vielleicht der Zeit überhaupt war, daß sie theils unbewußt, theils in bewußter Absicht auf die Zerstümmung deutscher Freiheit, deutscher Eigenthümlichkeit gebaut werden sollte und mußte, auf die Zerstörung deutscher Geschichte und deutscher Gegenwart; als ich zugleich die Persönlichkeiten, mit denen zusammen zu wirken ich verbündet war, näher erkannte, that ich sofort, geraume Zeit vor meiner Verhaftung, den schweren Schritt, mich förmlich los zu sagen nicht nur von dem Bunde, dem ich angehörte, sondern auch von seinen Richtungen.“

Schon im Sommer 1823 befürchteten die Eltern, er könne wie einige seiner Freunde in eine Untersuchung wegen Zugehörigkeit zu der verbotenen Verbindung verwickelt werden, die für seine Zukunft die unliebsamsten Folgen haben würde. Er suchte sie zu beruhigen, aber am 16. Februar 1824 wurde er in der That ver-

haftet. Er berichtet darüber: „Der Universitätsamtmanu Häfelin kam auf mein Zimmer, visitirte dasselbe, nahm alle vorgefundene Briefe, einige politische Flugschriften in Beschlag und erklärte mir dann, ich müsse ihm aufs Karcer folgen.“ Das erste Verhör sollte seine Theilnahme an einem Michaelis 1822 in Bensheim abgehaltenen Burschentage feststellen. Wiewohl sich Landfermann überzeuete, daß die Theilnehmer bekannt seien, ließ er sich nicht zu einem Geständnis bewegen. Am 18. Februar wurde ihm eröffnet, daß er nach Mainz gebracht werden solle. „Die um den schon bereit stehenden Wagen zahlreich versammelten Studenten hatten, wie ich später erfahren, den Plan, mich gewaltsam zu befreien, mir Wagen und Pferde sowie eine Geldsumme zur Disposition zu stellen, um nach Straßburg oder wohin ich sonst wolle zu fliehen. Ein genauer Bekannter von mir hat sie durch die Versicherung, daß ich selbst die so erlangte Freiheit nicht würde benutzen wollen, von ihrem Vorhaben abgebracht.“

### III. Die Festungszeit.

Von Mainz wurde der Gefangene nach kurzem Aufenthalt über Erfurt, Halle und Wittenberg nach Berlin gebracht, wo er am 27. Februar 1824 eintraf und in die Stadtvogtei abgeliefert wurde. Schon am folgenden Tage suchte ihn der Direktor des Polizeiministeriums, Geheimrath von Kamptz, auf. „Er ermunterte mich, offen und vertrauend zu sein, man wolle der Sache auf den Grund kommen, aber nicht hoffnungsvolle junge Leute, zu denen er mich zähle, verderben; für meine Karriere solle durchaus kein Nachtheil aus dieser Untersuchung erwachsen. Ich hätte als Landeskind doppelte Verpflichtung offen zu sein und solle mich nicht durch Sachsen und Mecklenburger überführen lassen, und endlich sagte er, man